

# Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur

---

*Erhard Schütz*

Im Fazit seines höchst lesenswerten, umsichtigen und abwägenden Büchleins mit dem Titel *Wem gehört die Geschichte?* hat Michael Braun festgestellt:

„Deutschland hat eine der reichsten und vielfältigsten Erinnerungskulturen in Europa. In den letzten 20 Jahren kann man beobachten, dass der wissenschaftliche Umgang mit Erinnerung und Gedächtnis hierzulande mehr und mehr vorbildhaft auf die europäische Erinnerungskultur ausstrahlt.“<sup>1</sup>

Zwar ist gewiss gerade Michael Braun gefeit gegen irgendeinen selbstzufriedenen Überlegenheitstenor, und keineswegs kommt das als kulturpolitisches Pendant zum Anspruch deutscher Sparpolitik daher, aber es indiziert doch, wie heikel eine solche Feststellung aufgenommen werden könnte. Einstweilen offen bleibt auch die Frage, ob es um die Literatur

## Erhard Schütz

*innerhalb* dieser Erinnerungskultur genauso vorbildlich bestellt ist wie um der Gesamtheit. Zudem erinnert obiges Zitat auch an die problematische Kehrseite unserer sophistizierten deutschen Erinnerungskultur. Das sind zumindest Eventisierung und Merkantilisierung, Gedenkritualismus und Schuldexorzismus *ex post*, kurz, das, was Ijoma Mangold 2008 im Feuilleton als „Geschichtsbewirtschaftung“ und Iris Hanika 2010 im Roman als „Vergangenheitsbewirtschaftung“ bezeichneten.<sup>2</sup>

Ein Weiteres, nämlich die Gefahr, die im kulturellen Gedächtnis auf die Literatur lauert, historische und poetische Erinnerung kurzzuschließen oder letztere nunmehr als Belegmaterial für erstere zu nehmen, kommt hinzu. Zwar finden sich in den einschlägigen Konzeptionierungen von kulturellem Gedächtnis meist auch salvatorische Hinweise darauf, dass ästhetische Techniken und Formen Teil des kulturellen Gedächtnisses sind, in den allermeisten Ausarbeitungen dazu erscheint dann Literatur aber doch mehr oder weniger nur materialiter in einer informatorisch-faktualen Form, mit ihren Wissenselementen und -beständen.

Darüber hinaus wurde durch die öffentliche Prämierung erinnerungskultureller Thematiken in literarischen Texten der letzten Jahre nicht immer der Versuchung widerstanden, Elemente der Zeitgeschichte nach Art von Kästchenausmalerei zu behandeln und Figuren, Situationen und Ereignisse nach opportunen Proportionalitäten einzubauen, von der jüdischen Nachbarin zum Nazi-Opa, ein Konfektionalismus korrekter Wiedererkennbarkeiten.

Nur allzu leicht geht das eine Allianz mit einem anderen Problem sophistizierter Gedächtniskultur ein, nämlich dem, dass die Gesellschaft sich nur noch mit den Lehren befasst, die aus der Vergangenheit zu ziehen sind, und sich ebenso selbstgerecht wie selbstgefällig ständig deren Einhaltung attestiert, darüber aber scheut, den Herausforderungen der Gegenwart und den Risiken einer offenen Zukunft sich zu stellen, ebenso wenig wie den Risiken und Chancen aktiver Nachbarschaftlichkeit. Der

## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur*

zunehmende Partikularismus und Momentanismus, die Ubiquität und Horizontlosigkeit der allfälligen Erinnerungskultur sind dann kaum anderes mehr als verpuppte Risikoscheu und Verlustangst in unserem Zukunftsverhältnis.

Eine weitere Bedenklichkeit ist in diesem Zusammenhang der immer mal wieder zu hörende Ruf nach dem großen europäischen Roman, üblicherweise gepaart mit dem Vorwurf an Intellektuelle und Schriftsteller, bei der Arbeit an jenem europäischen Narrativ zu versagen, das uns angeblich aus der Krise helfen würde. Jan Koneffke hat in seiner Dankesrede zum *Usedomer Literaturpreis* 2013 dagegen zurecht eingewandt, dass diese Forderung ihr Maß an den nationalen Erzählungen des 19. Jahrhunderts und deren nationalistischen Zwiespältigkeiten nehme. „Wer heute nach der großen europäischen Erzählung ruft, hat für die supranationale Ebene ein Modell vor Augen, das auf nationaler Ebene jedenfalls schreckliche Folgen hatte.“ Und dagegen:

„Ich denke, das große europäische Narrativ kann sich nicht aus *einer*, sondern nur aus *vielen* lebendigen europäischen Geschichten entwickeln. Und diese Geschichten, die aus interkulturellen Verflechtungen entstehen und von ihnen erzählen, lassen sich nicht abstrakt, am Reißbrett, entwerfen. Sie müssen [...] zutiefst mit denen verbunden sein, die sie schreiben. Geschichten, die um Leerstellen kreisen, die uns, bewusst oder unbewusst, so lange begleiten, bis wir keine andere Wahl haben, als sie zu erzählen, wenn wir an ihnen nicht ersticken wollen.“<sup>3</sup>

Vielleicht wird es aus dieser Vielstimmigkeit heraus einmal so etwas geben, das ein Pendant zu dem wäre, was Taiye Selasi 2005 in ihrem Essay *Bye-Bye, Babar* mit „Afropolitan“ – Menschen afrikanischer Herkunft, die erfolgreich weltweit in den großen Städten leben – als Begriff prägte und in ihrem Roman *Ghana must go* (2012, dt. *Diese Dinge geschehen nicht*

## Erhard Schütz

*einfach so*, 2013) umzusetzen versuchte: den „Europoliten“. Aber das steht hier nicht zur Diskussion.

Koneffkes Bemerkungen machen jedoch auf einen weiteren, wesentlichen Aspekt aufmerksam, dass nämlich künstlerisch anspruchsvolle Literatur weiß, dass sie unumgänglich parteiisch ist, „zutiefst mit denen verbunden [...], die sie schreiben“, aber auch parteiisch eben für den Status als Kunstwerk. Denn bei noch so intensiver Befassung mit Kontingenz und Vielfalt ist jedes Werk agonal geprägt, will sich und seine Sicht als gültig behaupten. Man muss das nicht so radikal fassen wie Theodor W. Adorno, dass jedes Kunstwerk den Tod des anderen wolle.<sup>4</sup> Aber unzweifelhaft will jedes literarische Werk, das sich emphatisch als Kunstwerk versteht, die ganze, die ungeteilte Aufmerksamkeit, will sich in seiner Einzigartigkeit geltend machen. Für das literarische Kunstwerk kann es daher keine Proportions- und Quotengerechtigkeit, kein Inklusionsgebot geben, es setzt, nicht selbstherrlich, aber entschieden, was es gewählt und ausgewählt hat. Die grundsätzliche „Ungerechtigkeit“ des Erzählten, wie viel es in seinem Erzählen auch immer zu erzählen sucht, gegenüber dem, was es damit alles *nicht* erzählt, nicht erzählen kann, hat z. B. Alfred Döblin 1929 in *Berlin Alexanderplatz* geradezu demonstrativ exerziert. Emphatische Literatur ist keine Quotenangelegenheit und kein Fall für Gleichstellungsbeauftragte.

Und so wenig wie beim Schreiben kann es beim Verlegen, Kritisieren und Lesen allseitige Berücksichtigung geben, nicht einmal beim gefürchteten deutschen Regionalkrimi. Diese Feststellung mag banal erscheinen, aber sie lenkt den Blick doch darauf, dass auch das Gedächtnis der Literatur anders funktioniert als europäische Strukturpolitik. In ihm wird, was den Iren gegeben wird, deshalb den Italienern nicht genommen. Darum geht auch völlig fehl, einem Werk, sagen wir, wie Ivo Andrićs *Die Brücke über die Drina* (1945) vorzuwerfen, es habe die Zeit vor der österreichischen Herrschaft proportional vernachlässigt oder in ihm werde die muslimische

## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur*

Kultur verunglimpft. Denn selbst wenn – was änderte das an der exemplarischen historischen Tiefensicht des Romans?

„In diesem großen und seltsamen Kampf, der in Bosnien jahrhundertlang zwischen den beiden Religionen und, unter dem Deckmantel der Religion, um das Land, die Macht und die eigene Lebensauffassung und Weltordnung geführt wurde, hatten die Gegner einander nicht nur die Frauen, Pferde und Waffen, sondern auch die Lieder abgenommen.“ heißt es darin. Und: *„Es klagt das junge Königskraut: Leiser Tau, warum meidest du mich?“* Die Gäste [...] verstummen plötzlich alle. Bei diesen ersten Versen durchrieselt sie alle, Muslime wie Christen, der gleiche Schauer eines unbestimmten Sehns und Dürstens nach eben diesem Tau, der im Lied wie in ihnen allen ohne Unterschied lebt.“<sup>5</sup>

*Das* will und kann Literatur, das kann (und darf) Geschichtsschreibung *so* nicht. Selbst einem literarisch eher mediokren Roman – um ein aktuelleres Beispiel zu nehmen –, wie des Slowaken Michal Hvorecký *Tod auf der Donau* (2012), eine grell unterhaltsame Evokation der Geschichte der Donau und ihrer Landschaften, muss man zugestehen, dass er Amerikaner karikiert und seine durchaus derben (Vor-)Urteile gegenüber Rumänen und Bulgaren pflegt.

Gedächtniskulturelle Normerwartungen, sei es zu nachbarschaftlicher Rücksichtnahme, sei es zu historischer Ausgewogenheit, sei es zu ethnischem, religiösem oder Geschlechterproporz, sind zutiefst literaturfremde Ansprüche, die zudem der Literatur – versuchte sie, diese zu erfüllen – nähmen, was zu ihren wesentlichen Möglichkeiten gehört, nämlich Kontingenz- oder Ungerechtigkeitserfahrungen übertrag- und bearbeitbar zu machen.

## Erhard Schütz

Von diesen allgemeinen Bemerkungen zur Literatur, die – in welcher Sprache auch immer – zum produktiven Element des kulturellen Gedächtnisses gerade erst dadurch wird, dass sie sich *nicht* dessen normativen Erwartungen unterwirft, von dieser Literatur, die wir uns wünschen, aber nicht herbeikommandieren können, möchte ich den Blick auf eine andere, dem Anspruch nach nicht so exklusive, aber keineswegs weniger wichtige Literatur lenken, Literatur, die sozusagen die Alltagsgeschäfte der kulturellen Integration betreibt und das europäische kulturelle Gedächtnis in actu trainiert.

Es ist eine Literatur des Unterwegs, der Sondierungen von Befindlichkeiten und Beständen, Literatur von Reisenden, unternommen sei es der Literatur, sei es der Reise wegen.

Bei meinen Beispielen gehe ich – teils aus Scheu, teils, weil sie hier ohnehin hinreichend Aufmerksamkeit haben werden – auf Anwesende nicht ein, sondern halte mich an ein paar anderweitige Beispiele, die die exemplarische Bedeutung dieser Literatur für eine sich europäisierende Gedächtniskultur illustrieren mögen. Es geht dabei um Begegnungen mit der Vergangenheit, gesuchte oder unverhoffte, um kulturelle Überlagerungen oder Separationen, um die allfälligen Differenzen wie um die erhofften Gemeinsamkeiten.

Zunächst einmal liefern diese literarisch Reisenden Spurensicherungen statt Imaginärsynthesen. Dass das schon deshalb nicht unnütz ist, ließe sich etwa damit belegen, dass in einem Roman aus diesem Frühjahr, in Julian Heuns *Strawberry Fields Berlin*, einer der beiden Protagonisten von Tschechien nach Ungarn fahren soll, aber nicht über die Slowakei, sondern über Slowenien.<sup>6</sup>

Und es zeigen sich in all‘ den Besuchen jener Länder, die so lange vom Kommunismus okkupiert waren, dass es dort in heikler Konstanz zumindest drei virulente Erinnerungkerne gibt. Juden, Deutsche und

## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur*

Zigeuner – Vernichtete, Vertriebene und Verwünschte, ob deren Anwesenheit nun real oder in der Erinnerung zu finden ist, ob residual oder evident. Durch sie hindurch zeigt sich zwar einerseits eine Vielzahl der regional und historisch bedingten Besonderheiten und Eigentümlichkeiten, zeigen sich Ängste und Vorurteile, Misstrauen und Zurückweisung, aber andererseits und dahinter eben auch die lebendigen Wünsche nach Verständigung, Versöhntheit oder Vergemeinschaftung.

Nun sind dies alles keine Baedeker-Reisenden, sondern solche mit einem hellwachen Blick für die Geschichte im Gegenwärtigen. Ob nun Tobias Lehmkuhl aus Masuren berichtet<sup>7</sup>, Christoph Ransmayr und Martin Pollack das Grenzgebiet zwischen Polen und der Ukraine erkunden<sup>8</sup>, Wolfgang Büscher von Berlin nach Moskau wandert<sup>9</sup>, Karl-Markus Gauß Litauen, die Zips und das Schwarze Meer auf der Suche nach den „versprengten Deutschen“ besucht<sup>10</sup> oder die „*Hundeesser von Svinia*“<sup>11</sup>, ob Florian Klenk Österreichs Grenzen bereist<sup>12</sup> oder Daniel Weißbrodt dem Lauf der Donau durch zehn Staaten folgt.<sup>13</sup>

Auf der Suche nach den Resten der Kultur in der zurückgekommenen Natur bricht z. B. bei Ransmayr und Pollack die Konfrontation mit der Geschichte hervor, die von der Zeit ebenso endgültig überwuchert schien wie die Dorfrelikte vom Wald, der dort wuchs, weil „ein frommes Bauernland in eine Ödnis verwandelt“ wurde.<sup>14</sup>

„Hier, in den Bieszczady-Bergen, einem nur noch dünn besiedelten Grenzgebiet zur Ukraine im äußersten Südosten Polens, lagen die überwucherten Reste zerstörter Dörfer und Weiler. Hohes Gras und Grauerlen verbargen aufgegebene Friedhöfe und die Fundamente niedergebrannter Kirchen. Obstgärten, Felder, Weideland waren an die Wildnis zurückgefallen und Nutzwald wieder zu Urwald geworden. In diesen von Menschen geräumten Bergen, Ausläufern der Waldkarpaten, triumphierte nun ein artenreiches Wildleben [...]

## Erhard Schütz

Wir waren dabei, diese Menschenleere zu durchwandern, und wollten zumindest in unserer Vorstellung, Lichtungen noch einmal schlagen, Dörfer neu errichten und Holzkirchen mit ihren bunten Ikonostasen [...] und Türmen aus der Asche wiedererstehen lassen. [...] Die Waldsiedlungen [...] alle verschwunden. Wie lang würde es dauern, bis nach den Fundamenten und aller Asche auch die alten Orts- und Flurnamen vergessen sein würden, aus den Karten gelöscht, verschwunden?“<sup>15</sup>

Die Anwesenheit des Abwesenden als Katalysator von Konflikten, Illusionen und auch Einsichten beleuchtet Karl-Markus Gauß in seiner Suche nach den versprengten Deutschen. Hier am Beispiel der slowakischen Zips, einer vielschichtigen Sprachlandschaft von ehemals ethnischer Vielfalt – Slowaken, Ungarn, Deutsche –, in der man „um es mit einem bekannten Satz zu sagen, auf den Schlössern Ungarisch, in den Städten Deutsch und auf dem Land Slowakisch“ sprach und in ein nahezu mittelalterliches Deutsch konserviert wurde.<sup>16</sup>

„Die meisten Städte, die einst von den Zipsern gegründet wurden, waren heute zweigeteilt. In einen Teil, adrett gehalten, lebten Slowaken und inmitten von diesen noch einige Zipser Deutsche, die die Mundart der Vorfäter nur mehr gebrochen sprachen, und im anderen, der wie aus dem Müll zu wachsen schien, ausschließlich Roma. [...] zum Unterschied von den Slowaken, die sich in den deutschen Dörfern einrichteten, wussten die Roma mit dem Reichtum, den sie vorfanden, nichts anzufangen. Die uralten, reich mit Schnitzereien verzierten Häuser ruinierten sie binnen wenigen Jahren, und die Äcker ließen sie verdorren [...] Von alten Ansichtskarten wusste ich, wie die Zipser Dörfer früher ausgesehen hatten; es ähnelte kaum mehr dem, was aus ihnen geworden war. Alle diese Orte waren



## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europs in der deutschen Gedächtniskultur*

jetzt von einer imaginären und zugleich höchst realen Grenze zerschnitten. Im einen Teil wurde geputzt und unermüdlich gewerkt, im anderen, der ab einer beliebigen Hausnummer begann, hatten die alten Häuser keine Türen mehr, die Dächer waren eingebrochen, die Gärten glichen Müllhalden, und die biedere Gemeinde war von einem Haus zum anderen in einen Slum gekippt.“<sup>17</sup>

Gauß stellt dann die Menschen vor, die das tun, was alle traditional abgeschirmten ländlichen Regionen wohl tun, nämlich zu klagen, dass es früher viel schöner war. „Vor dem Krieg war es überhaupt immer schön gewesen.“ Zwar gab es damals sechs Mal die Woche Kartoffeln, aber „die Leute verbrachten die meiste Zeit gemeinsam“<sup>18</sup>, bei der Arbeit und nach Feierabend. Heute finden sich dort „nur mehr versprengte, ihres kulturellen Zusammenhalts verlustig gegangene Deutsche“<sup>19</sup> unter den anderen Slowaken und den verachteten, um ein Vielfaches zahlreicheren Roma. Die Erinnerungen an das Davor, das doch selbst schon ein allmähliches Verschwinden war, bilden den Wunschkern dieser in sich historisch so bewegten und ethnisch vielfältigen Region, die, wie es scheint, letztlich zusammengehalten wurde von wechselseitigen Feindseligkeiten:

„Je länger ich in der Zips unterwegs war, desto mehr erfuhr ich von den Ressentiments, die dort einer gegen den anderen hegte: Die Ungarn schimpften auf die bäurischen Slowaken, von denen sie sich als hochkulturelle Minderheit benachteiligt fühlten, die Slowaken schimpften auf die arroganten Ungarn, von denen sie lange genug bevormundet worden waren, die Zipser Deutschen schimpften auf die diebischen Slowaken, die 1945 ihre Häuser so rasch in Besitz genommen hatten, dass ‚das Fleisch in der Pfanne noch warm gewesen war‘, und sie alle zusammen schimpften – auf die Roma. Keinen einzigen fand ich jedoch, der über die Juden ein schlechtes Wort hätte fallen lassen. Im Gegenteil, alle

## Erhard Schütz

waren sich einig, dass der Niedergang der Slowakei mit der Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung zusammenhing.“<sup>20</sup>

Was alle zusammen eben nicht daran hindert, nun die Zigeuner zum Teufel zu wünschen.<sup>21</sup> Die Zeiten der sich arrangierenden Koexistenz sind und bleiben einstweilen, scheint es, Vergangenheit, auch wenn das Wunschbild dieser Vergangenheit Vorbild für europäische Zukunft sein möchte – und sein muss.

Auch andernorts findet sich das rückwärtsgewandte Bedauern über den Verlust eines ehemals besseren, lebbareren Zustands.

„‘Ich bin Albaner‘, sagt er, ‚mazedonischer Albaner aus der Nähe von Gostivar‘, lässt Daniel Weißbrodt im Bericht seiner Donaufahrt mit dem Kanu einen Mann zu Worte kommen,

„aber ich lebe schon sehr lange in Vukovar. Früher‘, sagt der Mann, ‚früher hat niemand gefragt, ob ich Albaner bin oder Kroat, Serbe oder Ungar, Moslem oder Serbisch-Orthodoxer, Katholik oder Jude. Früher sind wir einfach alle Jugoslawen gewesen. Aber heute...“<sup>22</sup>

Die Kehrseite, die allfälligen Abgrenzungen finden sich besonders pointiert in Wolfgang Büschers Bericht seines Fußmarschs von Berlin nach Moskau:

„Der Osten ist etwas, das keiner haben will. [...] Die Ostjacke verschenken alle gern, sie wird in östlicher Richtung weitergereicht. [...], der Osten wurde weiter und weiter gereicht, von Berlin bis Moskau. Bis kurz vorher, um genau zu sein, denn Moskau [...], Moskau ist wieder Westen.“<sup>23</sup>

## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur*

Es ist aber nicht nur solche Relativierung, die die Strukturen des Vorurteils vor Verhärtung und Verstocktheit bewahrt, sondern auch das alltägliche Arrangement mit den Verhältnissen.

„[...]Hier in den Karpaten sprechen Serben Vlaški und Rumänen Ungarisch, und eine Grenze ist noch lange keine Grenze, irgendwo gibt es immer ein Loch, wenn Du verstehst, was ich meine.“<sup>24</sup>

zitiert Weißbrodt einen Gesprächspartner. Und zu einer Serbin sagt er:

„‘In Deutschland haben die Leute Angst vor Serbien‘, sage ich, ‚in Österreich haben sie mir davon abgeraten, in die Slowakei zu fahren, Sie wiederum warnen mich nun vor Rumänien, und überall haben die Menschen Angst vor den Zigeunern. Aber das ist Quatsch, ich bin noch keinem schlechten Menschen begegnet, und überall hat man mir geholfen und mich freundlich und hilfsbereit aufgenommen. Ganz so, wie Sie gerade freundlich und hilfsbereit zu mir sind.“<sup>25</sup>

Hier wird an Elementares gerührt, das in einer so geschichtsversessenen, differenzialistisch genormten Kultur wie der unseren nur allzu gern als billige Ausrede abgetan wird, an die Kreatürlichkeit, die Geschöpflichkeit „des“ Menschen nämlich. Doch eben sie in ihrer Verletzlichkeit wie Zähigkeit, ihrer Fragilität wie Robustheit ist es, aus der allein letztlich sich Empathie, Verständnis und Einverständnis speisen.

Was alle diese Berichte immer wieder und in immer neuen Facettierungen vorführen, ist das Zugleich und In eins von Aversionen und Vorurteilen mit Wünschen nach Gemeinsamkeit und Harmonie. Indem sie ihnen, ihren historischen wie sozialen Gründen und akuten Erscheinungen nachgehen, halten solche Berichte deren Dynamik zum möglichen Besseren offen.

## Erhard Schütz

Doch ist es dann nicht nur solche Recherche zum Entfernten oder Fortbestehenden im Gegenwärtigen, der Vergangenheitsblick aus dem *hic et nunc*, sondern auch die Animierung der Gegenwart durch eine wiederbelebte Vergangenheit aus dem Wunschpotential möglicher und anders möglicher Verläufe heraus, was die Literatur uns anbietet. Und damit am Ende noch eine knappe Rückkehr zur fiktionalen, jedoch kaum minder faktisch basierten Literatur. Eine Literatur des Rückkehrrechts der Erinnerungen, eine Literatur, die das Übelste der Literatur (wie der Politik) vermeidet, nämlich assertorisch „im Namen von“ sprechen zu wollen, eine Literatur vielmehr auf eigenes Risiko.

Ich möchte abschließend Ihren Blick auf die beiden letzten Romane von Jan Koneffke lenken, für die er in diesem Jahr nach der Tschechin Radka Denemarková und der Polin Olga Tokarczuk den Usedomer Literaturpreis erhielt, der Autoren auszeichnet, die sich „in hohem Maß dem europäischen Dialog in Geschichte und Gegenwart verpflichtet fühlen“<sup>26</sup>.

In *Eine nie vergessene Geschichte* hatte er 2008 die Herkunft seiner Familie aus Pommern zum Ausgangspunkt eines großen historischen Bogens von 1898 bis 1968 genommen<sup>27</sup>, unter dem er eine versunkene Welt, ihre Menschen und Landschaft wiedererstehen ließ. Die Geschichte des unbeirrbar seinem Kant folgenden Urgroßvaters und seiner in eine Wunsch- und Wahnwelt abdriftenden Frau, Mutter von vier Söhnen, deren einer jung ertrinkt, der andere im Krieg stirbt, der dritte dann doch noch aus dem Krieg wiederkehrt, und Felix, der gegen alle Widerstände Klaviervirtuose wird, nach Italien und Rumänien gerät und im Berlin der beginnenden Nazizeit verschollen geht. Die Flucht schließlich der Verbliebenen ins schleswig-holsteinische Lensahn, von der Nazi-Tante beharrlich als Vertreibung tituiert. Die Enge des Ortes und die Grenzenlosigkeit der Musik, die Musik aber auch ein Stigma, während Aberglauben und Weissagung der Enge einen unheimlich weiten Horizont eröffnen. Der karge Reichtum einer spröden Landschaft wird darin

## *Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur*

evoziert, die verloren ging, aber nicht verschwand, die man heute friedlich aufsuchen kann und die in solchen Bildern, wie sie der Roman entwirft, bleiben wird, unvergesslich. Ganz ohne Aufrechnung oder gar Rachedelir, mit keinem anderen Anspruch als dem auf die Erinnerungen und die sie bewahrenden Geschichten. Geschichten, in denen die Damaligen wie die Heutigen, die Hiesigen wie die Dortigen sich zu Hause fühlen können, ohne sich im Weg zu stehen, sondern sich begegnen – als Landschaftsliebhaber, Menschenfreunde und Geschichten- wie Geschichtsversöhnte.

Und der nachfolgende Roman, *Die sieben Leben des Felix Kannmacher*, der 2011 eben das Leben des verschollen gegangenen Felix weiterspinnt<sup>28</sup>, indem Felix es selbst erzählt, ins Milieu von Bukarest der Zwischenkriegszeit führt, an einen Ort und eine geradezu mythische Zeit des Übergangs in die Moderne erinnert, in der alles Bessere als das was dann kam, noch möglich schien. Vor den Nazis dorthin geflohen, durchlebt der Schlemihl mit falschen Papieren eine Schelmenexistenz, durch, wie es im Roman heißt „Massel und Schlamassel“, bis fast an unsere Gegenwart. Wieder ein großer historischer Bogen, ein ungemein plastisches Milieu aus Ober- und Unterschicht, Juden, Zigeunern, heimischen Faschisten und Nazi-Besatzern, dazu eine geradezu balkanische Fabulierlust, bei allen üblen Situationen und schlimmen Ereignissen im Tenor heiter, bei allen durchlebten Teufeleien tief human, oszillierend zwischen kindlicher Neugier und reifer Weisheit, zwischen Exotik und sich verdüsternder Geschichte, fabuliert und akribisch recherchiert zugleich. Das Buch eines deutschen Autors, das seiner rumänischen Wahlheimat ein zentrales Stück ihrer Geschichte wieder vor Augen stellt.

Worauf es mir bei den beiden Romanen ankommt, ist das, was ein gelungenes Kunstwerk von allen Zumutungen letztlich paralysierender Proportionalitäten und Quotierungen, von den Usancen einer Erinnerungskultur, die in ihrer klientelistischen Ausgewogenheit zum

## Erhard Schütz

Zerrbild der Realitäten zu werden droht, was es von alledem unterscheidet: das Bewusstsein von der befreienden Wirkung von Kunst.

Hier nur zwei verknappte Zitate dazu: „[...]Wenn er am Klavier sitze“, hatte der junge Felix gesagt,

„herrsche kein Krieg – und sein Bruder Friedrich sei nicht an der Front und Julius nie in der Wipper versunken, und Mutter vertrage sich wieder mit Vater, und es regne Kartoffeln und Buttermilch, Eier und Zimtstangen und Pudding von Himmel.“<sup>29</sup>

hatte es im Roman von 2008 geheißen. Und in dem von 2011 findet sich die folgende Passage:

„Warum erfindet man eine Geschichte?’ verlangte er von mir zu wissen. ‚Um keine Geisel der Zeit mehr zu sein’, sagte ich [...]. ‚Wer Geschichten erfindet, der kann sie verlangsamen oder beschleunigen, dehnen oder stauchen. Er kann sie umkehren, anhalten, stillstellen, wenn er sich von einer Erinnerung nicht trennen will, einem Gesicht, einem Menschen. Nichts ist unwiderruflich und nichts, was sich in der Vergangenheit abspielte, notwendig.’“<sup>30</sup>

Das erinnert uns daran, dass wir nicht gezwungen sind, die immergleichen Varianten über das immer schon vorab feststehende Gute und Böse zu lesen, jene in der Zerstretheit durchgefingerten Perlenschnüre, Rosenkränze oder Katechismen pseudoeingedenker Ritualformeln, die uns die Welt als immerwährende Schablone vor- und verstellen, sondern dass wir eine Wahl haben, die Auswahl aus einer Vielfalt der Sichtweisen auf Geschichte wie Gegenwart, die Auswahl der Geschichten darüber ebenso wie der Motive, warum wir sie uns erzählen. Welche Geschichte uns dann auch als definitive von der Zukunft konfirmiert sein wird - durch Literatur

## Über das literarische Rückkehrrecht der Erinnerung. Eine mögliche Perspektive auf Europa in der deutschen Gedächtniskultur

bleibt unvergesslich: Es *sollte* und darum *kann* es auch anders und besser sein!

Und so kämen wir mit der Zeit vielleicht doch in eine andere, gemeinsamere Geschichte.

---

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Michael Braun: *Wem gehört die Geschichte? Erinnerungskultur in Literatur und Film*, Berlin 2012, S. 112.
- <sup>2</sup> Vgl. dazu jetzt ausführlicher Erhard Schütz: *Zweitgeschichte? Gegenwartsliteratur zwischen Vergangenheitsbewirtschaftung und Geschichtsermunterung*. In: *Zeitschrift für Germanistik*, Jg. 23 (2013), H. 3, S. 592 - 606.
- <sup>3</sup> Jan Koneffke: *Dankrede zum Usedomer Literaturpreis 2013*, Typoskript, S. 7.
- <sup>4</sup> Genau: „Auf solchen Untergang zielt jedes Kunstwerk ab, indem es allen anderen den Tod bringen möchte.“ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben: De gustibus est disputandum*, GS 4, S. 84.
- <sup>5</sup> Ivo Andrić: *Die Brücke über die Drina*, Wien 2011, S. 279.
- <sup>6</sup> Julian Heun: *Strawberry Fields Berlin*, Berlin 2013, S. 15.
- <sup>7</sup> Tobias Lehmkuhl: *Land ohne Eile – Ein Sommer in Masuren*, Berlin 2012.
- <sup>8</sup> Christoph Ransmayr / Martin Pollack: *Der Wolfsjäger. Drei polnische Duette*, Frankfurt a. M. 2011.
- <sup>9</sup> Wolfgang Büscher: *Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß*, Reinbek 2001.
- <sup>10</sup> Karl-Markus Gauß: *Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer*, Wien 2005.
- <sup>11</sup> Karl-Markus Gauß: *Die Hundeesser von Svinia* (2004), München 2011.
- <sup>12</sup> Florian Klenk: *„Früher war hier das Ende der Welt“*, Wien 2011.
- <sup>13</sup> Daniel Weißbrodt: *Regensburg am Schwarzen Meer. 2400 Kilometer auf der Donau*, Leipzig 2013.
- <sup>14</sup> Christoph Ransmayr / Martin Pollack: (Anm. 8), S. 33.
- <sup>15</sup> Christoph Ransmayr / Martin Pollack. (Anm. 8), S. 10f.
- <sup>16</sup> Karl-Markus Gauß: (Anm. 10), S. 90.
- <sup>17</sup> Karl-Markus Gauß: (Anm. 11), S. 67f. Dies in Differenz zum Leben der Roma in der Stadt Svídnik. Vgl. S. 65 u. 70.
- <sup>18</sup> Karl-Markus Gauß: (Anm. 11), S. 86.
- <sup>19</sup> Karl-Markus Gauß: (Anm. 11), S. 126.
- <sup>20</sup> Karl-Markus Gauß: (Anm. 11), S. 99.
- <sup>21</sup> Vgl. Karl-Markus Gauß: (Anm. 11), S. 100 u. 127.
- <sup>22</sup> Daniel Weißbrodt: (Anm. 13), S.106.
- <sup>23</sup> Wolfgang Büscher: (Anm. 9), S. 61f.

## Erhard Schütz

<sup>24</sup> Daniel Weißbrodt: (Anm. 13), S. 147.

<sup>25</sup> Daniel Weißbrodt: (Anm. 13), S. 159.

<sup>26</sup> So die Laudatio.

<sup>27</sup> Jan Koneffke: *Eine nie vergessene Geschichte* (2008), Köln 2011.

<sup>28</sup> Jan Koneffke: *Die sieben Leben des Felix Kannmacher*, Köln 2011.

<sup>29</sup> Jan Koneffke: (Anm. 28), S. 74.

<sup>30</sup> Jan Koneffke: (Anm. 29), S. 329.